

21. Sonntag nach Trinitatis, 1. November 2009, 10 Uhr, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche
Generalsuperintendent Ralf Meister
Predigttext: Mt 5,38-48

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus
Amen

Mein Gott, was waren wir naiv. Es war wenige Monate nach dem Ausbruch der ersten Intifada 1987, liebe Gemeinde, also des Aufstands der palästinensischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten in Israel. Damals begann es, im Vergleich zu heute, noch relativ harmlos. Vor allem Jugendliche traktierten die israelischen Soldaten mit Steinen. Bilder von zwölfjährigen Steine schleudernden Jungs gegen israelische Panzer gingen damals um die Welt. David gegen Goliath. Der „Krieg der Steine.“

Mit Gummigeschossen und teilweise mit scharfer Munition antwortete die israelische Armee. Es gab Tote, vor allem Kinder und Jugendliche.

Ich besuchte Freunde in Jerusalem, die ich von meinem Studium dort kannte, und irgendwie kamen wir auf die verrückte Idee, aus der jüdischen Siedlungen, in der wir uns befanden und die auf besetztem Gebiet stand, in das benachbarte palästinensische Dorf zu laufen. Einfach so. Mein Gott, was waren wir naiv. Erst zögerten wir noch. Als Tourist war es völlig unangemessen in diesen Wochen nach Hebron, oder eben in die umliegenden Dörfer zu reisen, ein Israeli ging schon gar nicht in die Altstadt Jerusalems. Als es losgehen sollte, waren wir nur noch zu zweit. Ariel, ein guter Freund, Student, und ich. Und dann marschierten wir los.

Die ersten paar hundert Meter geschah nichts. Wir kamen auf der schmutzigen, staubigen Straße an die ersten Häuser. An den Stromkabeln über uns baumelten Steinschleudern, die bei ihrer Flugbahn sich dort verfangen hatten.

Bald aber merkten die ersten spielenden Kinder, dass dort ungewohnter Besuch ins Haus stand, - auch unerwünscht? Wir hatten kein Ziel abgesprochen, also tapfer weiter immer die Dorfstraße entlang, auch wenn zunehmend mehr Kinder und Jugendliche uns umringten, unfreundlich guckten, laut arabisch miteinander sprachen, das wir beide nicht verstanden. Uns wurde unwohl, wir gingen ein bisschen schneller, was lächerlich war. Einige der Kinder hoben Steine auf. Wir blieben stehen. Sie standen uns gegenüber. Hier zwei naive Friedensspaziergänger auf fremdem Territorium, dort 10 Kinder zwischen 6 und 13, die ihr Revier bedroht sahen. Wir schauten uns ratlos an. Einer der Jugendlichen sprach uns auf Englisch an: „Woher kommt ihr, was wollt ihr?“ „Wir wollen euch besuchen.“ Er schaute ungläubig, kritisch, die Augenbrauen nach unten gezogen. Dann

übersetzte er es seinen Freunden. Ein paar arabische Wortfetzen zu einigen umstehenden Kinder und zu uns auf Englisch: „Follow me!“ Es klang nicht nach Befehl, eher nach einer Einladung. Wir gingen durch ein paar Gassen, und tatsächlich, wenig später traten wir in ein Haus, wurden eingeladen auf den Sitzkissen Platz zu nehmen und tranken in der Sippe, einer Runde von 15 bis 20 Palästinensern, die meisten Frauen, nur ein paar alte Männer und die Kinder, arabischen Kaffee. Es war eine unwirkliche Szene. Wir unterhielten uns ein wenig in Englisch. „Woher wir kommen?“ Der spannende Augenblick, als mein Freund sagte: „Ich wohne dahinten, in der Siedlung“. Die Anspannung blieb. Und es war ein Bedauern. Die große Politik blieb draußen, aber die kleine, die stille Wut über ungerechte Lebensbedingungen, über die Angst voreinander, die war gegenwärtig in diesem Haus.

Nach einer Stunde verabschiedeten wir uns wieder. Mit dem Dank für Kaffee und Gastfreundschaft zogen wir zurück. Es gab kein: „Kommt doch mal zu uns“, oder „Wir sehen uns“. Jeder wusste, die nächste Begegnung konnte ganz anderer Art sein. Ariel und ich – ich weiß nicht warum – haben nie wieder von unserer kleinen, naiven Friedensmission gesprochen. Ich erzähle diese Erfahrung nicht, weil solche unüberlegten Spaziergänge realistische Wege zum Frieden sind. Die Situation war unvergleichlich mit der heutigen. Die Osloer Friedensgespräche kamen erst noch. Es gab noch keine Selbstmordattentate. Wir hatten nur den einfältigen Gedanken, man müsse sich doch wenigstens erst einmal kennen lernen, wolle man sich versöhnen.

„Und wenn ihr **nur** zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden?“ So fragt Jesus in der Bergpredigt. Jesus mutet seinen Hörern etwas scheinbar Unsinniges zu. „Wenn dich jemand auf die rechte Backe haut, halte ihm auch die linke dar.“ Vergeltung wird in ihr Gegenteil gewandelt. „Wenn man uns den Rock nehmen will, gib auch noch den Mantel dazu. Und wenn Dich jemand zwingt, eine Meile mitzugehen, geh zwei.“ Die Konflikte werden beendet durch Entgegenkommen, nicht durch Konfrontation.

Jesus überbietet damit das Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ wie es im zweiten Buch Mose formuliert ist. Es ist wichtig festzuhalten, was dieses Recht ursprünglich erreichte: Es ist das Prinzip der gerechten Vergeltung. Das war ein Fortschritt in der menschlichen Rechtsgeschichte. Denn es untersagte die ungezügelte Rache und forderte Proportionalität. Die Vergeltung darf nicht über das Maß des verursachten Schadens hinausgehen. Schon im Alten Testament selbst ist der Satz nicht immer wörtlich verstanden worden. Körperverletzung konnte auch durch eine Entschädigung in Geld beglichen werden. „Rückerstattung“ ist Grundlage jeder Rechtsprechung geblieben. Wer

anderen einen Schaden zufügt, hat Schadensersatz zu leisten, nicht unbedingt in gleicher Form, aber doch in angemessener Höhe.

Wenn man das versteht, wird schnell deutlich, wie die oft wiederholte Behauptung: „Das ist die typisch alttestamentliche Rachegesetzlichkeit während im Neuen Testament mit der Nächstenliebe alles großartig überboten wird“, Unfug ist. Erstens hatte – wie gezeigt – dieses Gebot eine Gewalt mindernde Wirkung und zweitens zitiert Jesus das Gebot der Nächstenliebe nur. Es steht im Alten Testament.

Gewalt ist nicht durch Gewalt zu überwinden, das ist einer der großen Lernvorgänge, von dem die Bibel seit der Ermordung von Abel durch Kain berichtet. Die Gewalt wächst und nimmt immer neue Formen an. Das Bild der Welt, das die Bibel zeigt, ist durch und durch realistisch. „Die Erde ist erfüllt von ihrer Gewalttat“ (Gen 6,13), sie ist latent in allem menschlichen Tun gegenwärtig.

Alles, was die Bibel erzählt, erzählt sie auf diesem Hintergrund. Jesus will kein neues Gesetz verkünden. Er hebt das Recht nicht auf. Ja, er zieht förmlich einen Zaun um die Thora. Nicht die jüdischen Weisungen sollten abgelöst werden. Aber er überlässt es nicht allein dem Recht, das friedliche Miteinander von Menschen in einer Gemeinschaft zu organisieren.

Es ist die Situation der frühen Kirche, als die Bergpredigt entsteht, aus der dieser Passus entnommen ist. Diejenigen, die diese Passage aufschrieben, hatten schon konkrete Erfahrungen mit der Nachfolge Christi. Die ersten Christenverfolgungen, Gefangennahme, Verspottung, all das lag hinter ihnen. Von freier Religionsausübung keine Spur, religiöse Neutralität des Staates, mitnichten.

So entscheidend ein akzeptiertes Recht ist, das auch durchgesetzt werden kann, es kann nicht versöhnen, es kann nicht Toleranz und Achtung erzwingen. Deshalb will die Forderung, die Jesus aufstellt auch nicht als Rechtsformel verstanden werden, dafür wäre sie völlig untauglich. Eine solche Forderung der Feindesliebe kann überhaupt nicht erzwungen werden. Es gibt kein Gesetz, dass zu mehr verpflichtet als verlangt wird. Deshalb wird an dieser Weisung zur Feindesliebe zuerst etwas anderes deutlich. Es geht um die Freiheit.

Nur freie Menschen können eine solche Haltung einnehmen. Nur sie können den Mantel dazu geben, wenn man ihnen den Rock nimmt. Nur sie können die andere Wange hinhalten, wenn sie auf die eine geschlagen worden sind. Nur sie können frei entscheiden, ob sie ein Rechtsgut überschreiten, hin zu einer Haltung der Versöhnung.

Die Geste der Barmherzigkeit, die Haltung der Sanftmut, das Gespür für die liebende Zuwendung, all das hat mit Gesetzen und Zwängen nichts zu tun. Nichts davon kann

verordnet werden. Es ist eine freie Entscheidung, die die Möglichkeit belässt über alle geschriebenen und gebotenen Gesetze dieser Welt hinaus zu denken und zu leben. „Sich für einen Verzicht auf den Hass zu entscheiden, setzt ... voraus, sich auch anders entscheiden zu *können*.“ (Jan Phillip Reemtsma) Nur ein freier Mensch kann dieser Vision Jesu folgen.

Und es ist die innere Freiheit gemeint. Reue ist die Erfahrung, dass es auch andere Wege gegeben hätte. Die Einsicht, sich auch anders verhalten zu können. Diesen neuen Blick will Jesus provozieren.

Natürlich war - damals im Herbst 1987 - jeder Israeli frei, hinzugehen wo er wollte. Entscheidend war der innere Schritt meines Freundes, sein Wohnviertel einmal in die andere Richtung zu verlassen, in Richtung des palästinensischen Nachbardorfs. Das war eine persönliche Haltung, eine private Entscheidung. Nichts und niemanden hätte ihn dazu zwingen können. Die Freiheit, aus der eine solche Haltung entsteht, gibt ihr die Stärke. Liebe und Versöhnung zu erzwingen bedeutet, sie zu verraten. Im Zwang verlieren diese Haltungen ihre verwandelnde Kraft.

Die Begründung, die Jesus für eine solche Haltung gibt, ist einfach: „Gott lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Mt 5,45)

Gott sieht alle Menschen gleichermaßen an. Gegenüber allen Menschen wird der universale Anspruch eingelöst: Ich bin der Herr, dein Gott. Seinen Feind zu lieben, durchbricht alle Konventionen des Rechtsdenkens und eröffnet einen weiten Horizont auf die ganze menschliche Gemeinschaft.

Ariel ist später wieder in den besetzten Gebieten gewesen. Als Soldat, während seiner Reserveübungen. Und er gehörte zu denen, die es ablehnten in die palästinensischen Dörfern zu gehen. Das war immer noch naiv – aber ein Hoffnungszeichen ist es geblieben für mich. Er wurde strafversetzt.

Amen